Mia.

Roman aus dem Italienischen des Memkri.

(7. Fortsetzung.)

Olga faßte den Entschluß abzureisen zur rechten Zeit. Zweifel oder keine Zweifel, ihr Verweilen in Astianello war nicht mehr angezeigt; die anderen Damen bildeten einen furchtbaren Areopag.

Die Sympathie für Milla war zurückgekehrt, freilich nicht über die Massen, aber doch lebhaft genug und gestärkt durch den Neid, welchen Olga doch mit der Zeit in einem weiblichen Kreise wecken mußte. Vom Neid zur Kritik ist ein kurzer Schritt, und die Russin wußte sehr wohl, was ihr nützen oder schaden konnte. Sie hatte bis jetzt verstanden, immer so zu thun, daß man ihr viel nachsah, und daß durch keine ihrer verschiedenen Herzensangelegenheiten die beneidenswerthe Stelle gefährdet wurde, die sie in der Gesellschaft einnahm. Sie war darin verblieben — gleichviel wie — sogar trotz ihres langen Abenteuers mit Giuliano ..... aber sie wußte sehr wohl, wie lange man ungestraft Sand in die Augen streuen darf. Sie erfand also einen sehr glücklichen Vorwand zur Abreise; der ehrenvolle Rückzug war mehr als gesichert. Aber im Grunde war sie ärgerlich, und im letzten Augenblick noch hatte ein Zweifel sie beunruhigt. Vielleicht war Millas Krankheit eine Kriegslist.... die Herzogin wurde sie auf diese Weise los und damit von ihren Befürchtungen frei... Und unter dem Eindruck dieses Verdachtes biß sie sich einen Augenblick auf ihre schönen Lippen.

An Giuliano lag ihr durchaus nichts; doch wußte sie bei ihm so gut zu heucheln, daß in seiner Seele der kaum und mühsam erwachte Gewissensbiß plötzlich verstummte, um einer Art feigen Aergers Platz zu machen! Olga bemerkte dies, und während sie in den Wagen stieg, der sie zum Bahnhof bringen sollte, warf sie einen raschen, aber eigenthümlichen Blick nach dem geschlossenen Fenster von Millas Zimmer hinauf. Sie ließ die herzlichsten, zärtlichsten Grüße für sie zurück und sprach die sichere Hoffnung aus, sie bald vollkommen gesund und frisch wie eine Rose wieder zu sehen. Inzwischen war sie selbst wunderschön, üppig, unwiderstehlich in der kräftigen Fülle ihrer Formen. Sie war im Reisekleid ungemein verführerisch. Ihr Pelzwerk machte sie nicht plump wie die meisten Damen; es schien sich an sie zu schmiegen, wie der Mantel einer Königin des Waldes.

Und Giuliano blieb allein mit der Kranken.

Die Krankheit war jedoch nicht schwer. Von Typhus keine Spur. Das Fieber nahm nicht zu und kam nur hier und da wieder. Milla war aufgestanden, um die alte Dame, die Freundin ihrer Schwiegermutter, zu grüßen und sie zu versichern, daß es ihr jetzt wieder ganz ordentlich gehe. Aber nach der Abreise der letzten Gäste war es wieder etwas schlimmer mit ihr geworden. Sie verließ das Zimmer nicht mehr, aß wenig oder nichts und weinte im Stillen alle Augenblicke. Mit Giuliano wechselte sie nur selten ein gleichgiltiges Wort. Ihre Kräfte waren erschöpft, aber sie leistete Widerstand, und in diesem von Niemand bemerkten Kampfe verzehrte sich ihre Energie. Sie war von jener stets zunehmenden Schwäche befallen, zu welcher weibliche Temperamente eine verhängnißvolle Neigung besitzen. Diese merkwürdige Art Krankheit ist nicht tödlich an und für sich und ist sehr gut zu heilen, jedoch nur, wenn der Kranke den festen guten Willen dazu hat. Wenn nicht, so stirbt er und begeht unschuldigerweise einen unsinnigen und grausamen Selbstmord.

So vergingen zwei Wochen. Giuliano fing an, sich ernste Gedanken zu machen, und der Arzt des Dorfes wußte nicht mehr, was er sagen sollte. Eines Tages rückte er mit dem Vorschlage heraus, man möge noch einen Arzt rufen.... um eine Meinung mehr zu haben.

„Ah!" sagte Giuliano.

Er erschrak. Und sollte die arme Milla wirklich so krank sein, weil sie das unglückliche Gespräch gehört hatte! Wie dumm war er doch gewesen! Zudem hatte Olga ihn gehörig zum Besten gehabt.... während Milla, das gute Wesen, ihn vergötterte! O gewiß, ein tüchtiger, ein berühmter Arzt mußte herbei. Und der berühmte Arzt, von Giuliano telegraphisch herbeigerufen, traf wenige Tage nachher in Astianello ein.

Im Grunde genommen sagte er nicht viel. Er sprach von Nerven, von großer Gefühlserregtheit, von Blutarmuth, Schwäche. Und während er diese Bemerkungen machte, Millas weiße, abgemagerte Hand hielt und den Puls befühlte, betrachtete er aufmerksam bald Giuliano, bald das starre Antlitz der Herzogin.

Schließlich erklärte er, es sei nichts Gefährliches; er verordnete Eisenmittel, hob die Nothwendigkeit eines sehr ruhigen Lebens hervor und rieth, den Winter im Süden zuzubringen. Dann ging er fort, im Herzen überzeugt, daß diese Frau schwer litt, ohne sich einen erleichternden Erguß zu gönnen. Der berühmte Doktor war nicht nur berühmt, er war alt, er kannte die Frauen und das Leben gleich gut.

Bei seinem Weggange wurde ihm eine Ueberraschung zu Theil. Als er zur Eisenbahnstation kam, fand er dort einen braunen, sehr magern jungen Mann mit sehr dunklen, lebhaften Augen, der auf ihn wartete, sich als einen Angestellten des Gutes Astianello zu erkennen gab und ihn einfach, aber ziemlich kategorisch fragte, ob die Herzogin sehr, sehr krank wäre.

Der Arzt verweigerte die Antwort nicht, gab aber dem jungen Mann nur eine jener kurzen Antworten, die er als genügend erachtete, um die Neugierde oder die Anhänglichkeit eines Dienstboten an die Herrschaft zu befriedigen.

Aber Drollino gab sich nicht zufrieden.

„konnte sie sterben?" fragte er mit äußerster Ruhe.

Die medicinische Verühmtheit zuckte ungeduldig die Achseln.

„Mein Lieber, was fragt Ihr? Warum sollte sie sterben? Sie hat eine gute Natur und ist jung. Sie bedarf der Ruhe und hat nöthig, daß man sie in Frieden läßt, das ist alles."

„Ja," sagte Drollino.... „Aber wenn indessen....."

Er verstummte mit einem sonderbaren und tiefbekümmerten Ausdruck.

„Ob es nicht noch anhängliche Dienstboten gibt?" sagte der berühmte Arzt zu sich selbst, während er in einen schönen Wagen erster Klasse stieg.

* * *

„Seht einmal," brummte die alte Tonia im Ankleidezimmer, „das ist das dritte Mal, daß er heute kommt, mit der Entschuldigung, sich nach dem Befinden der Frau Herzogin zu erkundigen."

„Ei, ei!" antwortete Theresa, die zweite Kammerfrau, „er hat so ganz Unrecht nicht; Carolina ist gar nicht übel. Und er hat jetzt einen schönen Lohn, und Beide gehören zum Gute. Es wäre eine gute Partie."

Carolina trat unversehens ein.

„Was gibt's?" fragte sie ärgerlich, als sie errieth, daß ihre Ankunft ein Gespräch abgeschnitten hatte.

„Nichts, nichts. Wir sprachen nur von Drollino...."

„Merkwürdig!" erwiderte das Mädchen. „Natürlich um Böses über ihn zu sagen! Alle haben es auf den armen Burschen abgesehen. Ich aber behaupte, daß..."

„Ja, ja! Man weiß, man weiß...."

„Was weiß man?... Es ist nichts wahr, mir liegt ja gar nichts an ihm, aber er mißfällt mir nicht, weil er ein guter Junge und der Herrin zugethan ist."

„Das glaube ich," fiel Theresa ein; „die ganze Familie ist mit Wohlthaten überhäuft worden zu Lebzeiten des alten Herrn."

„Schon gut, schon gut... Und sind die Anderen vielleicht nicht auch mit Wohlthaten überhäuft worden?... Und doch, seht, denken sie einmal daran, nachzufragen, ob die Herrin lebendig oder todt sei?"

„Poztausend!" flüsterte Tonia, „sie haben vielleicht nicht die gleichen Gründe, in die Garderobe zu kommen, die Drollino haben mag."

Carolina erröthete und versuchte zu schmollen.

„Nein, nein, ich versichere Euch, er kommt ganz gewiß nur, um zu vernehmen...."

Aber sie sagte es leise mit einem schelmischen, etwas heuchlerischen Lächeln.

„Es ist nicht wahr, daß er schlimm ist," fuhr sie fort; „er hat vielmehr die besten Manieren. Er kommt sachte herauf, um kein Geräusch zu machen, und hört aufmerksam auf das, was ich ihm sage."

Und sie sagte ihm vieles, das gute Mädchen.... Sie entschädigte sich bei ihm für die langen, stillen Stunden, die sie im Zimmer der Herzogin zubringen mußte. Sie erzählte ihm ausführlich, wie die Herrin jeden Tag blässer und magerer wurde, und wie sie dieselbe immer unbeweglich mit geschlossenen Augen und immer wieder mit großen Thränen auf den Wangen fand. Nein, nein, der Carolina konnte man nichts weiß machen, und die Aerzte mochten lateinische Namen sagen, so viel sie wollten, das Uebel der Herrin war nur Leidenschaft, das war es, und Eifersucht und das Leid, welches der Herzog ihr zugefügt hatte wegen der dicken Hexe, der Russin, die immer lachte.

Drollino hörte diesen Ergüssen Carolinas aufmerksam zu, ohne etwas zu sagen, ohne zu merken, daß das hübsche, artige Kammermädchen vielleicht auch noch gern von etwas anderem gesprochen hätte. Er hatte in diesen Tagen sehr wenig zu thun, und deshalb schlug er die Zeit mit langen, ermüdenden Ritten todt, von welchen Mia sehr oft ganz schaumbedeckt heimkehrte.

Manchmal traf Drollino im Hause oder in der Allee den Herzog an. Giuliano bemerkte die Gegenwart des jungen Burschen nicht immer, aber Drollino gewahrte jedesmal mit einer Art Ahnungsvermögen das Nahen des Herzogs, und wenn er Zeit hatte, wich er der Begegnung aus. Er fühlte, wie bei seinem Anblicke das Blut in ihm wallte, und es kam wie wahnsinnige Lust über ihn, diesem Manne mit Stolz und Empörung gegenüberzutreten. Ein wilder Fluch drängte sich ihm auf die Lippen. Aber dann kam ihm die Herzogin in den Sinn, welche das Fluchen nicht leiden konnte, und er wagte nicht, ihn auszusprechen..... Und doch, wie gerne hätte er dem Herzog die Verwünschungen in's Gesicht geschleudert!

Er haßte ihn aus Herzensgrund.... ohne irgend welche Scrupel. Er war nicht überzeugt, daß er in seinem Dienste stand. Seine Herrin war Milla. Und nun sollte Milla... vielleicht sterben um dieses Menschen willen!

Ein andermal, als Drollino in den Stall kam, traf er den Herzog darin, wie er langsam und gesenkten Hauptes durch den Gang schritt. Er sah ihm mit einem grimmigen Blicke nach, und ein unbestimmter, aber furchtbarer Gedanke zuckte ihm durch den Kopf.

Und um sich vor diesem Gedanken zu retten, beschwor er aus der Vergangenheit einen andern, nie vollständig aufgegebenen herauf, einen Gedanken, der ihn von Kind auf bewegt hatte, denjenigen, mit Mia zu fliehen, weit, weit fort. So würde er nichts wissen, nichts sehen...., gesetzt den Fall, daß....

Er verließ den Stall und ging seiner alten Wohnung zu.

Es war ein kleines Bauernhaus, das an ein großes Heumagazin angebaut war und vor dem sich die große Ebene ausdehnte. Ein alter Weibhüter mit seiner Familie wohnte darin. Drollinos Wohnung bestand aus einem Raum im Erdgeschoß, der früher als Küche gedient hatte; er hatte sein Bett, zwei Stühle und eine alte Truhe dort, in letzterer bewahrte er die wenigen von seinem Vater geerbten Kleider, seine eigenen, ausgenommen die zur Livree gehörenden, und etwas alten Kram bunt durcheinander auf. Er war schon eine Zeitlang nicht mehr dagewesen. Die Hausfrau hatte seine Abwesenheit benutzt, um in einer Ecke des Raumes die letzte Kartoffelernte aufzuhäufen; große Spinngewebe hingen zwischen den Balken der Decke, und das einzige kleine Fenster hatte zerbrochene Scheiben.

Er öffnete die Truhe und fing an, in den alten Kleidern herumzuwühlen. Plötzlich hielt er inne. Es war ihm ein kalter, schwerer Gegenstand in die Finger gekommen. Mit einer lebhaften Geberde zog er ihn hervor. Es war eine alte, zweiläufige Pistole, und er erkannte sie sofort als die Waffe, welche sein Vater als Wächter immer benutzt hatte. Er untersuchte sie lange, sie war noch in ordentlichem Zustande; und als er weiter suchte, fand er in einem Winkel der Truhe sogar noch Munition.

Drollino dachte nicht daran, die Kleider wieder zu ordnen. Starr, wie magnetisirt, blickte er auf die alte, etwas vom Roste angefressene Waffe.

Langsam fing er sie an zu putzen, brachte sie in Ordnung und lud sie mit dem Gedanken: „Sie wird mir auf der Reise dienen."

Aber als er sie sauber und glänzend, zum Gebrauche bereit, mit nachgiebigem Drücker vor sich sah, hielt er nochmals inne. Sein Gesicht glühte, die Schläfen hämmerten, und er spannte den Hahn und setzte ihn vorsichtig mit einer fast krampfhaften Geberde wieder in Ruhe, wie in einem furchtbaren inneren Kampfe.

Endlich zuckte es blitzartig über das verstörte Gesicht, und ein Gedanke schien zu siegen. Drollino verbarg die Pistole in der inneren Tasche der Jacke, welche er eben trug, dann warf er die Kleider alle wirr durcheinander wieder in das Innere der Lade.

Zu Hause angekommen, erkundigte er sich nach der Herzogin. Das Fieber hatte zugenommen.

Am folgenden Tage fiel der erste Schnee und hüllte die prächtige Villa in tiefes, winterliches Schweigen. Im Hause herrschte eine schwermüthige Stille. Man sah den Herzog selten, und Milla war seit mehreren Tagen nicht mehr aufgestanden. Die so plötzlich eingetretene Kälte war ihr schlecht bekommen. Sie fühlte sich zwar nicht sehr leidend; in der tiefen, trauervollen Ruhe, in welche sie sich versenkt hatte, kam es ihr sogar vor, als werde sie gewiegt von einer sie langsam einschläfernden, vorrückenden Erschlaffung. Und wenn dieselbe schließlich auch das Ende bringen sollte,.... je nun.... desto besser!..... Das war kein Leben mehr.... Sich demüthigen, sie?.... So beleidigt.... vergessen? O nein.... eher sterben, sterben!....

Giuliano feinerseits war im höchsten Grade aufgeregt. Schwere Gewissensbisse beunruhigten seine schwache Seele. Er wünschte aufrichtig die Frau zu retten, welche seiner grenzenlosen Eitkeit ihr eigenes Leben zum Opfer brachte. Der unmittelbaren Herrschaft Olgas entrückt, kehrte er in sich; er bereute, sie wieder geliebt zu haben, und glaubte sie jetzt zu verabscheuen. Das Schicksal seiner Gattin rührte ihn, und er weinte oft, wenn er aus dem blauen Zimmer kam. Wie gern wäre er sogar — er, dem die Scenen so sehr zuwider waren — Milla zu Füßen gefallen, hätte ihr gesagt, daß er im Grunde nicht so schuldig war, wie sie ihn vielleicht hielt.... hätte dessenungeachtet ihre Verzeihung erflehen, ihr für die Zukunft eine aufrichtige, unumschränkte Treue schwören.... und halten mögen.

Er versuchte zwei- oder dreimal eine Erklärung. Aber sie blickte ihn mit so unnahbarem, eisigem Stolze an, daß er in den einleitenden Bemerkungen sofort abbrach und die Erklärung.... auf später verschob.

Eines Tages verkündete Carolina Drollino etwas, das sie ungemein betrübte.... die Herzogin hatte nach Pater Loria verlangt.

Drollino antwortete nichts darauf als sein gewohntes „Ah!", aber es klang diesmal rauh und wie erstickt.

Nun wollte Carolina ihn beruhigen. O, deshalb war es noch nicht zum Aeußersten gekommen; aber die Frau Herzogin war so fromm, und dann.... vielleicht....

Drollino blieb ernst und finster und starrte auf den großen Tisch, wo eben die Wäsche gestärkt wurde.

Der Schnee fiel unaufhörlich in großen, ausgefransten Flocken, und Pater Loria kam in einem wirklich bemitleidenswerthen Zustand in der Vorhalle an. Während er vor dem großen, im Kamin des Speisesaales angezündeten Feuer sich abtrocknete, kam der Herzog, um ihn zu begrüßen. Das Gespräch war kurz und kalt, fast wie der Tag. Der Priester und der Hausherr studirten sich gegenseitig und mißtrauten einander auch gegenseitig.

Giuliano hatte für ihn zwei oder drei etwas gewundene Phrasen; er empfahl ihm, die Herzogin nicht zu ermüden, die Arme, die gar so schwach war. Dafür hatte Pater Loria ein zwei- oder dreimaliges Kopfnicken, was den Herzog jedoch gar nicht beruhigte. Und doch mußte dieser auf der Schwelle des Zimmers ein höfliches: „Bitte, machen Sie sich's bequem," murmeln und sich sachte zurückziehen, während die väterliche Gestalt des freundlichen Geistlichen sich Millas Bett näherte.

Pater Loria hatte gewiß nicht die Absicht, die Herzogin Milla zu beunruhigen und zu ermüden, aber soviel ist sicher, daß sie schrecklich beunruhigt und ermüdet, und ihr Gespräch kritisch und stürmisch wurde. Es war ein förmliches Duell zwischen der Autorität und der Empörung.

Milla erzählte ihm alles mit fieberhafter Hast, mit dem ganzen Ungestüm ihres Grolles, mit dem Bedürfniß nach Mitgefühl, das sie so sehr quälte. Sie erzählte ihm mit plötzlich erwachender Energie, wie sie ihren Gatten liebte, wie sie fühlte, daß der Schmerz an ihrem Leben nagte wie der Wurm an der Wurzel der Pflanze! O! Ihre Liebe war so groß, so glühend gewesen, ihre zärtliche, schrankenlose Folgsamkeit nicht die Schwäche einer zur Herrschaft unfähigen Seele; nein, ein vernünftiges Wollen, ihre Auslegung der Liebe, ein unerfättliches Opferbedürfniß, die Selbstverleugnungsmanie des liebenden Herzens. Sie hatte volles Vertrauen gehabt, hatte ihm dies volle Vertrauen beweisen wollen!... Sie wollte um jeden Preis dem Herzen dieses Mannes genügen! Und alles das war umsonst gewesen. Er war wieder jener .... zu Füßen gefallen. Und nun?

Pater Loria ließ sie ausreden. Aber als sie zu Ende war, als sie noch ganz zitternd von ihrem Herzenserguß mit heftiger Geberde sich in ihre Kissen zurücksinken ließ, fing er an zu sprechen.

Er hielt keine langen Reden.

„Ich verstehe Sie und bemitleide Sie," sprach er sanft. Und dann, als sie ihn wie außer sich mit weinenden Augen ansah, fügte er gelassen bei: „Nun thut zweierlei noth: erstens verzeihen."

Sie schauderte. „Und dann?" fragte sie mit leidenschaftlicher Ironie.

„Und dann leben," war Pater Lorias einfache Antwort.

Als der alte Priester eine Stunde nachher das Zimmer der Herzogin verließ, traf er mit dem Herzog zusammen, welcher, ungeduldig und beunruhigt durch die langandauernde Unterredung, mit großen Schritten im Gange auf und ab ging. Der Beichtvater und der Gatte grüßten sich äußerst höflich, noch höflicher als beim ersten Zusammentreffen, aber nicht weniger mißtrauisch und voll gegenseitiger Abneigung.

Giuliano fühlte etwas in der Luft liegen. Vielleicht eine nahe bevorstehende Erklärung, welcher er jetzt, da der Priester sie veranlaßt hatte, mit Schrecken entgegensah. Es war für ihn eine wahre Erleichterung, als er von der Kammerfrau vernahm, die Herrin sei müde und habe befohlen, man solle sie ruhen lassen.

Milla hatte ausgeruht... aber jetzt war sie ermattet.... Diese Ruhe war im Wirklichkeit einer der härtesten Kämpfe ihres armen beleidigten und zugleich liebenden Herzens gewesen. Die Religion hatte einen Rath gegeben, und die Natur und die Jugend hatten ihn mit geheimer Zustimmung gut geheißen..... aber der Stolz hatte auch sein rebellisches Wort geführt.

Die winterliche Dämmerung, verlängert durch den weißen Widerschein des gefallenen und des noch immer fallenden Schnees, breitete langsam ihr grauweißes Zwielicht aus. In dem zunehmenden Dunkel trat das große Bett mit den hellblauen Wänden deutlich hervor. Millas blasses Gesichtchen hob sich nicht mehr ab von dem weichen Weiß der Kissen und schien beinahe die unbestimmten Umrisse einer Maske anzunehmen.

„Befehlen Sie Licht?" fragte das Kammermädchen leise.

„Nein," antwortete Milla mit seltsam schwacher Stimme. „Geh' nur..... ich will ruhen."

Das Mädchen ging auf den Fußspitzen hinaus.

Im Zimmer herrschte ein tiefes, feierliches Schweigen. Giuliano empfand eine unerklärliche Angst, sah wie gebannt auf das blendend weiße Bett und versuchte mit dem Blicke die ungewissen Umrisse des kleinen weiblichen Körpers zu erfassen, der regungslos unter den Bettüchern lag und in dem Dunkel, welches das Zimmer nach und nach einhüllte, dahinzusterben, sich in Nebel aufzulösen schien. Er hätte gern mit Milla gesprochen, ihre Stimme gehört; es war ihm ein angstvolles Bedürfniß. Und während er dachte, wie er eine wenn auch gleichgiltige Frage an Milla richten könnte, auf die sie ihm antworten müßte, — siehe, da ertönte plötzlich durch die beängstigende, geheimnißvolle Stille ihr schwaches Stimmchen und sprach ein Wort, das lange nicht mehr über ihre Lippen gekommen war: „Giuliano!"

Er fuhr in die Höhe und neigte sich rasch über das Bett, erschreckt von diesem Tone und dem Unbestimmten, das da kommen sollte.

Sie reichte ihm die kleine, abgemagerte Hand.

„Giuliano....", wiederholte sie langsam, „ich muß nicht.... ich muß noch nicht sterben. Und deshalb... weißt Du...."

O! Sie konnte es fast nicht über die Lippen bringen; es war so hart, so übermenschlich..... Sie zitterte.... sie kam aus der Fassung.

„Weißt Du," fuhr sie mit einer heldenmüthigen Anstrengung fort; „ich wollte sagen, daß... daß ich alles vergessen will. Aber auch Du mußt, wenn Du willst, daß ich..."

Er ließ sie nicht ausreden. Er warf sich auf die Kniee, ergriff sie bei den Händen, bat sie mit erstickter, leidenschaftlicher Stimme um Verzeihung, schwur, daß er sie liebe, daß er nicht wirklich schuldig sei, daß das, was sie gehört hatte, nur der Ausdruck einer momentanen, flüchtigen Tollheit, einer flüchtigen Laune ohne irgend welche tiefere Bedeutung und Folgen gewesen sei. Und er wiederholte seine Betheuerungen, die glühend und aufrichtig waren, wie in diesem Moment auch seine Reue glühend und aufrichtig war. Und in dieser stürmischen Reaction, in diesem plötzlichen Wiederaufleben seiner Liebe zu der Frau, die er zu verlieren fürchtete, wurde Giuliano beredt und zeigte sich in einem neuen Lichte, in einem Lichte, in welchem er, seiner Herrschaft über Milla vollkommen sicher, sich nie die Mühe gegeben hatte, zu erscheinen.

„Du liebst mich also, Du liebst mich?" fragte die Kranke, in diesem Augenblicke hingerissen von ihrer rasch erwachten, warm ausbrechenden Liebe, die sie wieder alles entschuldigen, verzeihen, vergessen ließ und sie blindlings und selbstvergessen einer noch mächtigeren und unerschütterlicheren Täuschung überlieferte.

Er bedeckte sie mit Küssen. O, wie er sie liebte! Wie er gelitten hatte!.... O seine Milla, seine angebetete Milla! Er war nicht.... Kreole in diesem Augenblick!

Plötzlich fühlte Milla, wie in der fieberhaften Erregung ihre Kräfte wieder erwachten. Sie setzte sich im Bette auf, umklammerte mit ihren abgezehrten Armen Giulianos Hals und schmiegte sich an ihn mit einem Schrei des höchsten Triumphes und Entzückens: „Leben! Leben!"

* * *

In der Villa war noch immer das Unterste zu oberst gekehrt. Vor wenigen Stunden waren der Herzog und die Herzogin nach Neapel abgereist, wo die alte Herzogin Lantieri mit ihnen zusammentreffen sollte.

Die Abreise hatte eben stattgefunden und es wurde noch immer darüber hin und her gesprochen. Die Herrin war wirklich noch nicht hergestellt, doch ging es ihr viel besser. Aber sie hatte viel ausgestanden, die Arme! Und was für eine Freude war es für Alle gewesen, als sie zum erstenmal zum Essen herunterkam.

Den Abend vergaßen sie so schnell nicht. Die Mahlzeit war nicht im großen Saale aufgetragen worden, sondern in einem gut erwärmten, mit den schönsten Camelien des Treibhauses geschmückten Zimmerchen. Nach beendetem Mahle war die Herzogin, auf den Arm ihres Gatten gestützt, einen Augenblick in die Halle gekommen, um den guten Leuten für ihre vielen „Lebehoch" zu danken. Sie hatte fast mit jedem gesprochen, hatte die alte Pförtnerin wiedererkannt, die Verwalterin gegrüßt, hatte auch gesehen, daß zwei Weidehüter da waren und sogar Drollino, der, scheu wie immer, sich hinter einen Pfeiler halb versteckt hatte. Sie ließ ihn sogar vor sich rufen.

„Ich habe vernommen," sagte sie freundlich zu ihm, „daß auch Du oft kamst und Dich nach meinem Befinden erkundigtest. Ich danke Dir dafür."

Er sah sie starr an, wie bezaubert.... Wie schön und blaß war sie... wie verschieden von allen Anderen!

Giuliano, welcher der Herzogin zu Ehren ganz alten Johannisberger getrunken hatte, war sehr fröhlich aufgelegt.

„Gewiß," rief er leutselig, „er kam jeden Tag, um bei der Carolina nachzufragen.... ei!.... ei!..... schau.... Drollino!"

Und Drollino schaute den Herzog auch an, aber auf eine Art und Weise, daß dieser, wenn er auch weiter lachte, doch kein Wort weiter sprach. Und gleich darauf führte er Milla weg, er fürchtete, sie möchte sich ermüden.

Milla widersetzte sich nicht; ohne es zu bemerken, verfiel sie unwiderstehlich in den blinden, vertrauensvollen Gehorsam ihrer Liebe.

Sie verreisten also in den ersten Tagen des Dezember, zufrieden, glücklich, in vollkommener Harmonie. Im Hause blieb derjenige Theil der Dienerschaft zurück, welche der Herrschaft später nach Neapel folgen sollte, und derjenige, welcher ständig in Astianello blieb.

Am gleichen Abend waren Alle in der Küche um das lustige Feuer des großen Kamins versammelt. Auch Drollino kam einen Augenblick, bevor er zu Bette ging.

Von der fröhlich plaudernden Gesellschaft wurden natürlich die Ereignisse der stürmischen Villeggiatur besprochen.

„Und die Russin?" fragte auf einmal der Küchenjunge.

Der Oberkoch brachte eine Hand auf gleiche Höhe mit dem Kinn und blies mit einer lebhaften Grimasse rasch über die Handfläche hin.

„Fort!" fügte er mit komischem Ausdruck bei, wie ein Taschenspieler, der ein Zuckerkügelchen verschwinden läßt.

Es folgte ein allgemeines Gelächter.

Aber der boshafte Junge fuhr fort: „Auf immer?"

Der Koch zog mit einer philosophischen Miene die Achseln in die Höhe: „Mein Lieber, wer weiß das Künftige?.... Hoffen wir, ja! So viel ist sicher, daß dank dieser Teufelin unsere gute Herrin in großer Gefahr gewesen ist."

„Und ich sage, wenn ihr das noch einmal passirt....", ließ sich jetzt der Majordomus vernehmen.

„So stirbt sie, he? So stirbt sie wirklich?" fiel der Junge rasch ein.

„Zum Teufel mit dem Jungen," antwortete der Majordomus ärgerlich; „was versteht Du davon, junger Nichtsnutz, daß Du Dein Maul darein hängst?"

Und um ihm zu beweisen, daß es ihn gar nichts angehe, versuchte er ihm einen Fußtritt zu geben.

Aber er konnte ihn nicht erreichen und mußte lachen.

Drollino ging unbemerkt aus der Küche und begab sich wieder in den Stall.

In dem weiten Raum herrschte eine angenehme Wärme und ein dem Auge wohlthuendes Halbdunkel, welches hin und wieder durch das Licht kleiner, an den Gewölbebogen aufgehängter Lampen unterbrochen wurde. Hinten neben der Ausgangsthür brannte ein kleines flackerndes Oellicht vor dem Bilde des heiligen Antonius. In einem offenen und eben leeren Verschlag lag auf einem Klappbett ausgestreckt und in seinen großen, grauen Mantel gehüllt der diensthabende Wächter und schnarchte in festem Schlafe.

Im Stalle waren eben jetzt nicht mehr als fünfzehn Pferde. Sie waren ruhig. Die meisten schliefen; einige ließen ab und zu ein leichtes Stampfen hören und verriethen jede Bewegung durch den Lärm der hölzernen Kugeln, die an den Halftern angebracht waren und gegen die äußeren Wände der Krippen schlugen.

Mia war zuhinterst, im Verschlag rechts, und schlief, seitlich auf dem Stroh ausgestreckt; aber als Drollino näher kam und sie halblaut beim Namen rief, erhob sich das gute Thier, aus dem Schlafe aufwachend, ungestüm mit der raschen, dem edlen Pferde-eigenen Bewegung, das nicht in einer unthätigen Stellung überrascht werden will. Es wandte den kleinen, intelligenten Kopf und schaute seinen Herrn mit den großen, ausdrucksvollen Augen an....

„Mia," sagte Drollino mit dem einförmigen Tone eines im Traume Sprechenden, indem er liebkosend den glänzenden Rücken des Pferdes streichelte.... „Mia, sie ist abgereist."

Der Widerschein des kleinen Lichtes vor dem heiligen Antonius strahlte als ein leuchtender Punkt aus Mias aufmerksamem Augenstern.

„Mia!" fuhr Drollino in gleichem Tone fort, „wenn sie gestorben wäre... hätte ich ihn getödtet.... weißt Du?...."

Eines der nächsten Pferde riß heftig am Stricke, und die Kugel schlug lärmend gegen die Wand.

„Hoho!" brummte der Stallknecht zwischen Wachen und Schlafen.

Im Stalle herrschte tiefe Stille.

8. Capitel.

Der Mai und seine Blumen waren wieder da, der Mai und sein heller Himmel, seine leichten Wolken, seine frühzeitige Wärme! Der Mai, welcher der Villa Astianello zulächelt, und Milla, welche den Rosen des Mais, den Rosen von Astianello zulächelt.

Im Garten blühen sie in zahlloser Menge, in allen Sorten und Farben; es ist sogar eine ganz grüne darunter, die gar nicht schön ist, und deren Strauch doch sehr viel Geld kostet.

Eine Seltenheit, natürlich. Diese ehrliche Abart der Rosen möchte bei uns lieber nicht wachsen, da sie wohl weiß, wie schlecht sie sich mitten unter ihren wunderschönen Schwestern ausnimmt. Aber wir, statt ihr Dank zu wissen für ihre ästhetische Erkenntniß und ihre Sprödigkeit, strafen sie dafür und zwingen sie zu einem kümmerlichen Wachsthum und widerwilligen Blühen in unseren Gärten.

Milla hat sich eine Zeitlang über den Strauch gebeugt und ihn betrachtet. Jetzt richtet sie sich auf und ruft: „Giuliano!"

Jede Spur von Krankheit ist aus ihrem Gesichtchen verschwunden, das jetzt runder geworden und von einem leichten Roth überhaucht ist. Ihre Gestalt ist immer noch schlank und klein, aber von der früheren Magerkeit ist nichts mehr zu sehen. Milla trägt ein elegant gestricktes Morgenkleid aus weißem Musselin, reich verziert mit blauen Schleifen und rosafarbenen Blümchen. Das reizende Geschöpf strahlt wirklich von Gesundheit; der frische Morgenwind hat ihre Frisur etwas zerzaust und die blonden Haare fallen wirr über die Stirn und beschatten die freundlichen braunen Augen voll Licht, Freude und Liebe.

„Giuliano!" wiederholte sie lauter und wandte sich gegen das Fenster eines im Erdgeschoß liegenden Zimmers.

Giuliano, dem fröhlichen Rufe folgend, erschien endlich in der Fensterfüllung. Sein Oberkörper, sein weißes Gesicht und die reiche Fülle von Haar und Bart nahmen sich sehr gut aus auf dem dunkeln Hintergrund des Zimmers. Wenn man ihn jedoch näher ansah, schien er ein wenig älter geworden zu sein, und unter seinen schönen blauen Augen hatten sich einige schwache, kaum bemerkbare Runzeln eingestellt. Auch er hatte einen heiteren und zufriedenen Ausdruck, und der Duft seiner „hellen Havannacigarre drang bis zu dem Rosengebüsch und mischte sich auf sonderbare Weise mit den verschiedenen starken Wohlgerüchen der Blumen.

Milla verließ den Strauch und näherte sich dem Fenster. In der Rechten hielt sie die berühmte grüne Rose, in der Linken einen Strauß wundervoller Gloire de Dijon.

„Denk nur, Giuliano, sie gefällt mir nicht."

„Was?"

„Diese Rose."

„Und warum gefällt sie Dir nicht?"

„Weil es nicht eine Rose ist wie die andern auch; sie hat ein Original sein wollen, und das taugt nichts."

„Wirklich?"

„Nein. Man muß vernünftig sein und thun wie die Andern auch. Ich bin so überzeugt davon, daß ich nicht gut predigen und schlecht handeln will. Ich will nicht sein wie die grüne Rose. Wir wollen also im Juni in's Bad gehen."

„Aber, meine Liebe, warum denn in's Bad gehen, wenn Du keine Lust dazu hast? Wir könnten ganz gut hier bleiben."

(Fortsetzung folgt.)

— Dem Reinen ist alles rein. Der Schwein auch.

Männerkleider für Frauen.

Kleiderreform für die Frauenwelt bildet heutzutage ein sicher unerschöpfliches Thema. Verschiedene Systeme, welche ein Mittelding zwischen der Männer- und der Frauenkleidung darstellen, wie das modificirte syrische System" und andere mehr haben begeisterte Vorkämpfer und Anhänger gefunden, andererseits haben diese Reformbewegungen eine entschiedene Verurtheilung erfahren. Ein berühmter Pariser Künstler, der um sein Gutachten in dieser vielfach erörterten Frage ersucht wurde, gab eine zwar deutliche, wenn auch brüske Antwort.

„Wenn meine Frau Hosen anziehen wollte, würde ich sie (die Frau) zum Fenster hinauswerfen," erklärte er.

Trotzdem gibt es in Paris zahlreiche Frauen, welche vollständige Männerkleidung tragen und denen die dazu erforderliche Erlaubniß von den Behörden bereitwilligst ertheilt wird. Meistens thun dies Frauen, welche die Arbeit von Männern verrichten. So kam kürzlich bei einem Unfall ein Kutscher zu Schaden, der, in das Hospital überführt, um Unterbringung in der Frauenabtheilung nachsuchte; es war eben eine Frau, die, als Mann gekleidet, besser zahlende Beschäftigung gefunden hatte. Allein auch Frauen der sogenannten besseren Stände haben die Männerkleidung adoptirt. Unter ihnen ist besonders Madame Jane Dieulafoy bemerkenswerth. Bereits im Jahre

Jane Dieulafoy.

1870 folgte sie in „Knickerbockers" ihrem Gatten in den Krieg. Als ihr Gatte später eine Forschungsreise nach Persien unternahm, blieb ihr, wie sie sagte, die Wahl, entweder zu Hause zu bleiben und sich mit „Flirtations" die Zeit zu vertreiben oder Männerkleider anzulegen und ihm zu folgen. Sie that das Letztere und seitdem trägt sie dieselbe nicht nur auf ihren ausgedehnten Reisen, sondern auch in Gesellschaft. Ihrer Ueberzeugung nach als billiger ist und das weiblicher Geschlechts auch von Frauen adoptirt werden, da dieselbe sowohl praktischer als billiger ist und die weibliche Geschlecht in den Stand setzt, Berufsarten zu ergreifen, die das jetzige Bekleidungssystem dem Weibe verschließt.

Auch ein Familienglied.

„Nun, mein lieber Felsenbauer, wie gehts denn Euch und Eurer Familie?"

„Ich danke, unterthänigst, für hochgräfliche Gnaden, meine Kinder, ich und mei' Weiberl' san g'sund, — nur die alte Mutterfau, die is jetzt g'rad' a wengerl unpäßlich!"

Sein Begriff.

„Mein Sohn widmet sich der Forschercarriere, wird Reisender und geht nächstens in die heißen Länder...."

„Gott, — will er machen in Sonnenschirmen?"

Bezeichnend.